

ANN-KATHRIN FALKENBERG

Ivy League  
Guilty Rivals



*Buch*

Yale-Studentin Lumen Richards wünscht sich nichts sehnlicher, als in die Fußstapfen ihres Vaters zu treten und als Anwältin für Gerechtigkeit zu kämpfen. Zum krönenden Abschluss an der Ivy-League-Universität fehlt ihr nur noch ein Praktikum in der renommiertesten Kanzlei New Yorks. Doch Ashford Legal vergibt nur eine einzige Stelle, und auch Lumens Kommilitone Jackson Carter – Yales attraktivster Bachelor und Sohn des Gouverneurs – will den Job unter allen Umständen. Schnell entwickelt sich zwischen Lumen und Jackson eine elektrisierende Rivalität. Und je intensiver ihr Konkurrenzkampf wird, desto stärker werden auch ihre Gefühle füreinander. Was Lumen nicht ahnt: Sie ist dabei, ihr Herz an einen Mann zu verlieren, der einen durchtriebenen Plan verfolgt ...

Für alle, die diese Tropes lieben:  
Rivals to Lovers,  
Broken Hero,  
Forced Proximity,  
Morally grey

Ann-Kathrin Falkenberg

---

Ivy League

Guilty Rivals

Roman

GOLDMANN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Originalausgabe März 2026

Copyright © by Ann-Kathrin Falkenberg 2026

Copyright © dieser Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produksicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich

Pflichtinformationen nach GPSR.)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Textbaby Medienagentur,

[www.textbaby.de](http://www.textbaby.de).

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur GmbH

Umschlagmotiv: © Shutterstock (Dehil Maksym, Dragana Jokmanovic,

godsfavoriteart, Ironika, NatalyFox, OlenaPolll)

Redaktion: Silvana Schmidt

ES · Herstellung: ik

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49723-2

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Liebe Leser\*innen,  
dieses Buch enthält potenziell triggernde Elemente. Deshalb  
findet sich auf der letzten Seite eine Triggerwarnung. Wir wün-  
schen uns für euch alle das bestmögliche Leseerlebnis.  
Eure Ann-Kathrin und euer Goldmann Verlag



*Für alle, die trotz der Dunkelheit  
immer das Licht sehen.*



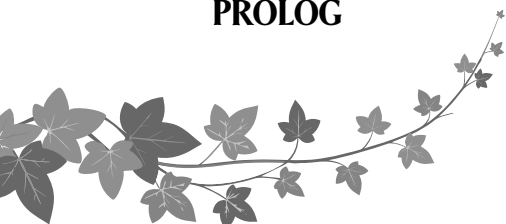
*Do not fall in love with people  
like me.*

*I will take you to museums,  
and parks, and monuments,  
and kiss you in every beautiful place,  
so that you can never go back to them  
without tasting me like blood in your mouth.*

Caitlyn Siehl



## PROLOG



## Lumen

Schon mein ganzes Leben lang hatte ich davon geträumt, an der *Yale* zu studieren. Dieser Wunsch bestand schon so lange, dass ich mich nicht einmal an den genauen Tag erinnern konnte, an dem ich den Entschluss gefasst hatte. In den letzten Jahren war ich so sicher gewesen, es eines Tages an eine der besten Universitäten des Landes zu schaffen, doch jetzt, da ich tatsächlich vor dem Sterling Law Building, dem Hauptgebäude der Jura-Fakultät, stand, konnte ich es trotzdem kaum glauben. Musste ein paarmal blinzeln, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träumte, bevor der imposante Steinbau im neogotischen Stil, die mit Spitzbögen, Türmchen und Zinnen reich verzierte Fassade, wieder vor meinen Augen auftauchte. Die Dächer aus Schiefer und Kupfer verliehen dem Gebäude eine beeindruckende historische Atmosphäre, die es mir für ein paar Minuten unmöglich machte, mich zu rühren. Oder zu atmen. Noch nie zuvor hatte ich eine solche Ehrfurcht verspürt. Deshalb wollte ich mir für alle Emotionen Zeit nehmen, jede einzelne fühlen: Unglauben, Staunen, Bewunderung, Aufregung, Vorfreude, Stolz. Ich wollte sie alle –

»Aus dem Weg!« Die schroffe, dunkle Stimme katapultierte

mich mit einer solchen Wucht zurück in die Realität, dass ich den Ruck an meiner Schulter kaum wahrnahm. Für den Bruchteil einer Sekunde konnte ich den großen Kerl, der mich gerade angerempelt hatte, nur anstarren. Genauer gesagt seinen Rücken, denn er machte allen Ernstes Anstalten, einfach weiterzulaufen, ohne sich bei mir zu entschuldigen.

»Verzeihung?«, rief ich, sobald ich meine Fassung wiedererlangt hatte, doch er schenkte mir keinerlei Beachtung, stolzierte einfach weiter, als gäbe es mich gar nicht. Das durfte doch nicht wahr sein! Wahrscheinlich hätte ich es dabei belassen, an meinem ersten Studientag keine Szene machen sollen, aber in den letzten Jahren hatten genug Leute versucht, mich herumzuschubsen. Ich hatte gelernt, mich zu wehren, und diesen Kampfreflex konnte ich nicht so leicht abschalten. Also folgte ich dem Egomänen.

»Bleib stehen!« Ein Teil von mir wusste, dass ich überreagierte, aber manchmal konnte ich einfach nicht aus meiner Haut. *Kleiner Sturkopf* nannte Abuela – meine Grandma – mich manchmal liebevoll. Wenn sie hingegen sauer auf mich war, war ich in ihren Augen verbissen.

Ich griff nach dem Arm des Mannes, doch meine Fingerspitzen streiften nur den Stoff seines Hemdes, ehe er sich ruckartig umdrehte.

Blitzartig zog ich meine Hand zurück und erstarrte. Er überragte mich um mehr als einen Kopf, hatte breite Schultern und sah in dem hellblauen Hemd und der cremefarbenen Chino-hose aus, als wäre er einer Werbung für irgendeine Luxusmarke entsprungen – nicht dass ich mich da auskennen würde.

Der höhnische Ausdruck darin lenkte meine Aufmerksamkeit auf sein Gesicht. »Hast du mich etwa gerade angefasst?« Er klang so angewidert, als hätte ich ihn beschmutzt. *Absolut lächerlich!*

Sofort verschränkte ich die Arme vor der Brust und verengte die Augen. »Die angemessene Reaktion wäre eine Entschuldigung!«

Er runzelte die Stirn. »Wie bitte?«

Ich merkte schnell, wenn mich jemand von oben herab behandelte – und dieser eingebildete Affenarsch hielt sich eindeutig für etwas Besseres. Mein Blick wanderte von seinen markanten Wangenknochen über den Höcker auf seiner Nase zu seinen blauen Augen, die mich nun kühl musterten.

»Du hast mich angerempelt!« Es ärgerte mich, dass ich so eingeschüchtert klang.

»Und?« Er hingegen klang genauso selbstbewusst, wie er aussah. Am liebsten hätte ich ihm den selbstgefälligen Ausdruck aus dem Gesicht gewischt.

»Jeder normale Mensch entschuldigt sich für so etwas!«, zischte ich.

»Wenn es ein Versehen war. Ich hingegen habe es mit voller Absicht getan!«

Der Typ war so unverschämt, dass es mir kurz die Sprache verschlug.

»Du standest im Weg«, sagte er noch einmal langsam und deutlich, als wäre ich schwer von Begriff. Dann stieß er ein freudloses Lachen aus, das eine Reihe weißer Zähne entblößte, und schüttelte den Kopf.

Ehe sich meine Lippen wieder teilen konnten, hatte er mir den Rücken zgedreht und stolzierte davon, als gehörte der Campus ihm.

Während es in mir immer noch brodelte, versuchte ich, wieder zu der Vorfreude von eben zurückzufinden, aber es gelang mir nicht. Hoffentlich würde ich dieses Ekel so schnell nicht wiedersehen müssen. Und hoffentlich waren nicht alle dieser reichen Elite-Studenten dermaßen überheblich.

## KAPITEL 1

### Lumen



In den ersten beiden Semestern meines Studiums hatte ich zwei Dinge gelernt. Erstens: Ich würde eine verdammt gute Anwältin werden. Und zweitens: Jackson Carter war wie die Pest, scheiße gefährlich, und überall, wo er auftauchte, wurde es hässlich.

Ihm aus dem Weg zu gehen, war leider nicht immer möglich, weil er hier, genau wie ich, Jura studierte. Obwohl das Curriculum der *Yale School of Law* flexibel war, hatten wir besonders im ersten gemeinsamen Studienjahr viele Kurse zusammen besucht. Trotzdem blendete ich seine Existenz aus, so gut ich konnte, kam aber nicht umhin, Dinge mitzubekommen, die sich auf dem Campus abspielten. So erfuhr ich beispielsweise, dass Jackson Carter die berüchtigtsten Partys schmiss – zu denen jemand wie ich natürlich nie eingeladen wurde –, reihenweise Studentinnen abschleppte, und dass sein Vater niemand Geringerer als der Gouverneur von New York war. Eine Tatsache, die jeden außer mir vollkommen beeindruckte.

Und er würde mich wahrscheinlich auch am liebsten aus dem Fenster des Fakultätsgebäudes stoßen. Immerhin war ich diejenige, deren Artikel im *Yale Law Journal* abgedruckt worden war – was so etwas war wie der heilige Gral unter den Über-

fliegern. Jackson hatte wahrscheinlich geglaubt, der Platz sei ihm sicher, aber ich hatte ihm gezeigt, dass nichts automatisch ihm gehörte.

*Wenn man an den Teufel denkt!* Genau in diesem Moment tauchte Jackson in meinem Sichtfeld auf. Zwar mindestens fünfzig Meter von mir entfernt, aber ihn umgab diese gewisse Aura, die die Aufmerksamkeit im Umkreis von einer Meile einzig und allein auf ihn lenkte. Er zog Blicke auf sich wie das Licht die Motten, und ich fand es zum Kotzen, dass diese Tatsache auch auf mich zutraf.

»Jackson Carter«, spie ich förmlich aus. Aus meinem Mund klang das stets wie eine Beleidigung – und es war auch so gemeint.

Doch gerade, als mir sein dunkler Anzug ins Auge stach – wie sehr konnte man es übertreiben? –, erinnerte mich das Seufzen am anderen Ende der Leitung daran, dass ich gerade nicht nur auf der Wiese vor dem Sterling Law Building saß, sondern auch mit meiner kleinen Schwester telefonierte.

»Jackson Carter, wie das klingt! Da will man ja schon den Namen ablecken.«

Reflexartig hielt ich das Telefon ein Stück vom Ohr weg. »Luci!« Angeekelt zog ich eine Grimasse. Gleichzeitig ließ ich mich mit dem Rücken nach hinten ins Gras fallen. Es war ein warmer Sommertag, die Temperaturen waren für Ende Mai hoch, die Vögel zwitscherten – und alles hätte perfekt sein können. Wenn sich nicht gerade eine Wolke vor die Sonne geschoben hätte, metaphorisch gesehen.

»Ja, ja«, beeilte meine Schwester sich zu sagen. »Ich weiß ja: Er ist arrogant, großspurig und ...« Für ein paar Sekunden herrschte Stille am anderen Ende der Leitung. »Unfassbar scharf!«

»DAS habe ich sicherlich nie gesagt«, protestierte ich und schloss die Augen. Ich hatte genug gesehen.

»Aber ich«, japste sie. »Weißt du, was für Bilder auftauchen, wenn man seinen Namen googelt? Ich glaube, ich kippe gleich vom Stuhl.«

»Ich werde jetzt auflegen, Lucia.« Ihren vollen Namen nahm ich nur in den Mund, wenn ich verärgert war. Unsere Eltern hatten uns Lumen und Lucia genannt, weil beide Wörter *Licht* bedeuteten. Mit ihrem sonnigen Gemüt verkörperte meine Schwester diesen Namen allerdings wesentlich besser als ich. Und das nicht nur charakterlich. Während ich die dunklen Locken unserer Mom geerbt hatte, war Lucias Mähne hellbraun mit sonnengeküssten Strähnchen. Insgesamt kam sie eher nach unserem blonden Dad.

»Halt!«, brachte die Verräterin noch hervor, als mein Finger schon über dem roten Hörer schwebte. Ich hielt inne.

»Abuela hat sich beschwert, dass wir dich in den letzten Wochen kaum zu Gesicht bekommen haben. Und du dich nie bei ihr meldest.«

Ich konnte nicht verhindern, dass ein Seufzen meinen Mund verließ. Unsere Großmutter verstand einfach nicht, was für ein Privileg es war, Jura an der Yale zu studieren anstatt an irgendeinem bedeutungslosen Community College. Abgesehen davon, dass ich die meiste freie Zeit mit Lernen verbrachte, besaß ich kein Auto. Mit Zug und Bus brauchte ich zwei bis drei Stunden von New Haven bis nach New Jersey, wo meine Familie lebte.

»Du sollst am Sonntag zum Barbecue kommen«, flötete Lucia nun und ignorierte meine abweisende Reaktion.

»Sonntag wie in übermorgen?«, fragte ich panisch, was meiner Schwester ein Schnauben entlockte.

»Also gut«, gab ich schließlich nach. »Aber ich kann nicht lange bleiben.«

»Die Familie ist das Wichtigste«, wiederholte Lucia das, was unsere Abuela immer zu sagen pflegte.

»Von nichts kommt nichts«, erinnerte ich meine Schwester. Ein weiteres Sprichwort, das unsere Großmutter liebte. »Und nächste Woche startet die Bewerbungsphase für die Praktika.«

Meine Schwester seufzte. »Als hättest du nicht längst alle Unterlagen fertig.«

Meine Mundwinkel zuckten. Luci wusste, dass ich nie etwas dem Zufall überließ. Obwohl das Yale Law School Programm vor allem forschungs- und theorieorientiert war und die Universität großen Wert auf akademische Leistung und das Entwickeln kritischer Denkfähigkeit legte, gab es für die Studierenden im dritten Semester die Möglichkeit, ein freiwilliges Praktikum zu absolvieren. Es war keine Pflicht, doch wie immer war ich bereit, die Extrameile zu gehen.

Um nach dem Studium einen Job in einer der Top-Kanzleien des Landes zu bekommen, reichten exzellente Noten allein nicht mehr aus. Einer der Big Player des Landes, *Ashford Legal*, stellte ausschließlich Bewerberinnen und Bewerber ein, die bereits während des Studiums ein Praktikum bei ihnen gemacht hatten. Weil *AL* die renommierteste Kanzlei in New York war – und mein Ziel, seit ich davon träumte, eine erfolgreiche Anwältin zu werden –, war ich bereit, alles zu tun, um an einen der heiß begehrten Praktikumsplätze zu kommen.

»Und du hast die besten Noten von allen, Lumen«, fügte Luci noch hinzu.

»Schön wäre es!« Bei dem Gedanken daran presste ich die Lippen fest aufeinander, denn es gab auch noch ein paar andere herausragende Studierende. Pro Semester bekamen nur wenige

die Chance, sich bei *Ashford Legal* zu beweisen. Und notentechnisch waren mir ein paar meiner Kommilitonen dicht auf den Fersen – allen voran Jackson Carter. Auch wenn es mir ein Rätsel war, wie er das Studienpensum neben den ganzen Partys und der Mitgliedschaft im Ruderverein überhaupt schaffte. Ich schüttelte den Kopf, um die Gedanken an ihn zu vertreiben.

\*\*\*

Als meine Hand den rostigen Griff des Gartentors umschloss, überflutete mich wieder diese Mischung aus Nostalgie und Schwermut, die jedes Mal von mir Besitz ergriff, wenn ich nach Hause kam. Wie immer konnte ich die abblätternde Farbe und die Schäden am Dach nicht ignorieren, die das Haus meiner Eltern langsam aber sicher ungepflegt aussehen ließen. Bei jedem Besuch waren die Zeichen des Verfalls deutlicher sichtbar.

Während ich durch den Garten lief, den Dad zwar regelmäßig mähte und Mom erfolglos versuchte, vom Unkraut zu befreien, musste ich daran denken, wie es hier früher ausgesehen hatte. Früher, als mein Vater noch Anwalt gewesen und Mom einzig für uns Kinder zuständig gewesen war. Als meine Eltern noch genug Geld gehabt hatten, um alles zu kaufen, was gebraucht wurde. Als ihr Leben sorglos gewesen war. Das Wissen, dass es vielleicht nie mehr so sein würde, versetzte mir einen Stich.

»LUMEN!« Das Kreischen meiner Schwester drang aus dem Haus. Im nächsten Moment stürmte sie aus der geöffneten Tür, die in den Garten führte. Ihr gelbes Sommerkleid wirbelte im Wind, während sie auf mich zulief, ein strahlendes Lächeln im

Gesicht. Das Lächeln, das stets dafür sorgte, dass sich mein Herz leichter anfühlte. »Endlich!«

Kurz darauf lag sie mir in den Armen, und ich drückte sie fest an mich. Ein paar ihrer Haare kitzelten mich an der Wange, und der Geruch ihres Kokosshampoos drang in meine Nase. Ich wusste, dass sie mich vermisste, seit ich weg war – genauso wie der Rest der Familie. Aber immerhin tat ich das alles nur für sie. Für sie alle.

»Wo sind die anderen?«, wollte ich wissen, als ich mich von Luci löste.

Wie auf Kommando donnerte die energische Stimme meiner Abuela durch den Garten. »Mi amor, endlich!« Maria Carmen Lopez, die Mutter meiner Mutter, war zwar schon über achtzig Jahre alt, hatte allerdings immer noch die Energie einer Fünfzigjährigen. Mindestens. »Würde auch Zeit, dass du dich mal wieder bei deiner Familie blicken lässt! Ich wusste schon kaum noch, wie du aussiehst!«

Sie umarmte mich und drückte mir einen Kuss auf die Wange, bevor sie mich ein Stück von sich wegschob, um mich begutachten zu können. Das tat sie immer, wenn wir uns ein paar Wochen nicht gesehen hatten. »Lass dich anschauen!« Bereits an ihrer Miene konnte ich erkennen, dass ihr nicht gefiel, was sie sah. »Denkst du bei all dem Lernen auch ans Essen? Nicht, dass du mir noch vom Fleisch fällst.«

Ich verdrehte gespielt die Augen. »Abue!« Eigentlich sollte ihr mittlerweile klar sein, dass ich Bevormundung verabscheute. Aber von irgendwem musste ich meinen Sturkopf ja geerbt haben.

Tadelnd hob sie den Finger. »Ich passe nur auf dich auf, Corazón.«

»Hey, Abuelita! Gönn ihr mal eine Pause, ja?« Dad tauchte

hinter seiner Schwiegermutter auf und legte ihr beide Hände auf die Schultern. »Lumen ist so fleißig in ihrem Studium. Heute hat sie frei und soll sich mal entspannen.«

*Frei*, dachte ich verzweifelt. Um die paar lernfreien Stunden nachzuholen, würde ich heute eine Nachtschicht einlegen müssen.

Mein Herz zog sich schmerzlich zusammen, als mein Blick von Dads gutmütigen Augen zu den dunklen Ringen wanderte, die sich darunter abzeichneten. Seit er die Zulassung als Anwalt verloren hatte, arbeitete mein Vater an die sechzig Stunden in der Woche – nicht nur im örtlichen Supermarkt, sondern auch als Uber-Fahrer. Für die Weiterbildung in einem neuen Berufsfeld hatte er damals nicht die Zeit gehabt, da er und Mom gerade erst die Hypothek fürs Haus abgeschlossen und bis zum Hals in Schulden gesteckt hatten.

Als Dad auf mich zukam, setzte ich ein fröhliches Lächeln auf, damit er meine Sorge nicht bemerkte. Er küsste mich auf den Haaransatz. »Schön, dass du da bist, meine Kleine.«

Seine liebevollen Worte sorgten dafür, dass meine Augen brannten. Am liebsten hätte ich mich in seine Arme gestürzt und losgeheult. Der Druck, abliefern zu müssen, lastete permanent auf meinen Schultern, sodass mir erst jetzt, genau in diesem Augenblick, bewusst wurde, dass ich meine Familie genauso vermisste wie sie mich. Diese Erkenntnis erschreckte und beruhigte mich gleichermaßen.

»Wie läuft es an der Uni?« Die Begeisterung in Dads Stimme erinnerte mich daran, wie sehr er es selbst geliebt hatte, Anwalt zu sein. Zehn Jahre lang hatte er in einer New Yorker Kanzlei als Strafverteidiger gearbeitet. Schon damals war er mein absolutes Vorbild gewesen, und ich hatte Mom unzählige Male überredet, in die Stadt zu fahren, um ihn von der Arbeit abzu-

holen. Besonders geliebt hatte ich es, vor einem der imposanten Gerichtsgebäude auf ihn zu warten, um dann beobachten zu können, wie er in seinem schicken Anzug und mit Aktentasche nach draußen kam.

Es hatte nur noch das im Wind wehende Cape gefehlt, denn für mich hatte er dabei immer ausgesehen wie ein Held. Damals war mir noch nicht bewusst gewesen, dass er nicht ausschließlich gute Menschen vertrat, sondern auch mit ziemlich üblen Gestalten zu tun hatte. Mom hatte ihm häufig in den Ohren gelegen, zu einem ungefährlicheren Feld zu wechseln, wie Zivil- oder Arbeitsrecht. Doch er hatte seinen Job geliebt ... zumindest bis zu diesem einen Tag.

»Wirklich gut«, beeilte ich mich zu sagen, bevor ich mich weiter in Erinnerungen verlieren konnte. »Aber es ist echt anspruchsvoll!«

Ich lehnte mich gegen ihn, und er drückte meine Schulter. »Weißt du eigentlich, wie stolz ich auf dich bin?«

Ich nickte, weil er nicht müde wurde, mir das zu sagen.

»Ab nächster Woche können wir uns für die freiwilligen Praktika bewerben«, erzählte ich.

»Wieso machst du es, wenn es freiwillig ist?« Abuelita stemmte die Hände in die Hüften, was Luci ein Lachen entlockte.

Dad übergang ihre Aussage einfach. »*Ashford Legal* kann sich glücklich schätzen, eine so ambitionierte Praktikantin wie dich zu kriegen.« Er klang so überzeugt, als würde schon feststehen, dass die Kanzlei sich für mich entschied.

»Da läuft bestimmt auch der ein oder andere scharfe Anwalt herum!« Lucia wackelte mit den Augenbrauen. »So einen kannst du dann gerne mal mit herbringen.«

Ich verkniff mir ein Augenrollen. Seit sie siebzehn geworden war, drehte sich bei meiner Schwester alles um Männer. Wahr-

scheinlich war das normal – Hormone und so –, trotzdem war das Thema für mich im Moment ein rotes Tuch. Allein der Gedanke daran, Zeit und Energie für ein Date aufbringen zu müssen, versetzte mich in Panik.

»Das einzig Scharfe hier bleibt mein Essen!«, warnte unsere Großmutter.

»Also, dem kann ich nur zustimmen! Konzentriert euch erst mal auf eure Ausbildung«, sagte Dad grinsend.

Während eine Diskussion darüber losbrach, ob Lucia zu jung war, um sich mit Jungs zu verabreden, ließ ich sie, Dad und Abuela auf dem Rasen zurück und ging zum Haus. Je näher ich der Tür kam, desto schneller wurden meine Schritte.

»Mom?« Ich machte einen Schritt in die stickige Küche. Hier war keine Spur von ihr, aber auf dem Tisch in der Mitte des Raums stand eine Schale mit marinierten Maiskolben, daneben eine mit Fleischspießen. Alles war bereit zum Grillen, nur meine Mutter fehlte.

Ich griff nach der Zeitung, die auf der Küchenzeile lag, und fächerte mir damit Luft zu. Hier drinnen war es unerträglich heiß. Mit dem Papier in der Hand setzte ich meinen Weg ins Innere des Hauses fort.

»Mom?«

»Liebling!« Plötzlich tauchte Moms zierliche Gestalt im dunklen Flur auf.

Ihre Stimme klang matt, und mit einer Hand drückte sie sich einen Waschlappen an die Stirn. Ihr Anblick hatte eine alarmierende Wirkung auf mich. So sah sie immer nur aus, wenn –

»Migräne?«, fragte ich mit gesenkter Stimme.

Sie stöhnte leise, was ich als Zustimmung wertete. »Die Nachtschichten im Krankenhaus triggern die Schmerzen immer. Und jetzt ist auch noch die Klimaanlage ausgefallen.«

»Shit. Könnt ihr –« Ich brach ab, aber Mom schien mich dennoch verstanden zu haben.

»Gerade ist das Geld etwas knapp«, erklärte sie zögerlich. »Aber mach dir keine Sorgen, Lumen! Morgen kommt Alfie vorbei und guckt sich die Klimaanlage mal an.« Alfie war ein Freund meines Vaters, der ein paar Häuser weiter wohnte und für sein handwerkliches Geschick bekannt war. Nur weil sie Tag und Nacht arbeiteten, hatten meine Eltern bisher nicht von Morris County in eine der ärmeren Gegenden New Jerseys ziehen müssen.

»Okay«, brachte ich zögerlich hervor, weil ich Mom kein schlechtes Gefühl geben wollte. Aber insgeheim konnte ich es kaum erwarten, eine erfolgreiche Anwältin zu sein und meine Eltern endlich zu unterstützen.

## KAPITEL 2

### Jackson



Es war einer dieser Abende, an denen der Alkohol nach unbegrenzten Möglichkeiten schmeckte. An denen man sich weniger von den Drinks betrunken fühlte, sondern vielmehr von dem Gefühl, was alles passieren könnte. Natürlich war es nur eine Illusion – zumindest in meinem Fall. Denn die einzige Freiheit, die ich mir nehmen konnte, war, eine Line von dem Koks auf dem Tisch vor mir zu ziehen oder mit der Blondine auf meinem Schoß eine schnelle Nummer in einer der schicken Toilettenkabinen des *Harolds* zu schieben. Abgesehen davon war ich ein Gefangener in dieser Stadt.

Gerade flüsterte Sylvie mir etwas ins Ohr – vielleicht, wie heiß ich war, oder wie heiß sie war, keine Ahnung –, bevor sie einen Schluck von ihrem Drink nahm. Es war alles so verdammt bedeutungslos. Ich trank ebenfalls etwas und versuchte die Belanglosigkeit mit meinem Whiskey herunterzuspülen.

»Carter!«, rief Jeremy mir vom Sessel gegenüber zu. Er deutete mit der Hand auf die Drogen, während sich seine dichten Brauen zusammenzogen. »Du siehst aus, als hättest du ein bisschen Spaß nötig.«

Ich verzog das Gesicht. *Spaß*. Es war das, worauf die anderen aus waren. Spaß bedeutete in diesem Fall, zu vergessen, dass es nichts gab, worauf sie hin sparen konnten, weil sie schon alles besaßen. Verdrängen, dass sie kein Ziel hatten, das sie sich nicht schon jetzt mit Geld erkaufen konnten. Die Allgemeinheit glaubte, Reichtum mache glücklich, aber mir war schon früh klar geworden, dass er auch ein Fluch sein konnte.

Auf einmal wurde mein Blick von etwas angezogen, von dem ich zuerst nicht einmal wusste, was es war. Sekunden später traf es mich wie ein Schlag: Die Frau mittleren Alters, die sich an einer Traube Menschen vorbeidrängte. Außerhalb des VIP-Bereichs, in dem wir saßen. Sie war wesentlich älter als wir, eigentlich zu alt, um ins *Harolds* zu gehen, doch das war nicht der Grund, weshalb ich Sylvie ein Stück zur Seite schob, um sie besser erkennen zu können. Weshalb ich förmlich in ihre Richtung starrte. Diese Frisur. Genau so hatte *sie* ihr Haar früher getragen, hochgesteckt mit einer eleganten Spange. Die einzige Frau, die in meinem Leben je eine bedeutsame Rolle gespielt hatte.

Kurz schloss ich die Augen, versuchte mir ihr Bild ins Gedächtnis zu rufen. Doch da war bloß etwas Verschwommenes, das nicht so richtig Gestalt annehmen wollte. Plötzlich überkam mich Panik, weil es mir nicht gelang, das Bild meiner Mutter abzurufen. Mein Herz klopfte schneller, und in meinen Ohren piepte es. Sofort wünschte ich mir die Taubheit zurück.

Ich konzentrierte mich auf meine Atmung, sog tief die Luft ein, zwang mich, langsam und kontrolliert wieder auszuatmen. Dann rieb ich mir mit der freien Hand über die Stirn. Aus irgendeinem Grund hatte ich geglaubt, ich würde mich für immer an sie erinnern. Bis ich eines Tages nicht mehr den genauen

Klang ihres Lachens aus meinem Gedächtnis abrufen konnte. Und mich viel zu stark darauf konzentrieren musste, die Umrisse ihres Gesichts vor mir zu sehen, den Ausdruck darin, ihr Lächeln. Das Schlimmste an Erinnerungen war, dass sie verblassten. Immer unschärfer wurden, je mehr Zeit verrann. Irgendwann war es vielleicht nicht einmal mehr eine Erinnerung, die mir blieb, sondern nur noch ein Gefühl.

Die Lippen an meinem Ohr rissen mich aus meinen Gedanken, und ich war fast erleichtert darüber. Also ließ ich zu, dass Sylvie wieder näher an mich heranrutschte und sich ihr warmer Körper gegen meinen drängte. Sie küsste meinen Hals, und ich umfasste mit einer Hand ihren Hintern, zog sie weiter an mich heran, bis sie genau auf meinem Schritt saß. Ließ zu, dass sie eine Hand in meinem Haar vergrub, obwohl ich das eigentlich nicht mochte. Küsste sie. Schob eine Hand unter ihren kurzen Rock.

Als Jeremy mir zum zweiten Mal eine Line anbot, nahm ich an. Schon wenige Minuten später fühlte ich mich wacher und strotzte nur so vor Energie. Die allgemeine Gleichgültigkeit, die sich häufig wie ein Mantel um mich legte, war verschwunden. Wahrscheinlich war das der Grund, weshalb ich Sylvie irgendwann doch zu den Toiletten zog, dem Türsteher einen Hundert-Dollar-Schein in die Hand drückte, damit er verhinderte, dass nach uns jemand reinkam, und sie in eine der Kabinen führte. Drinnen angekommen, hob ich Sylvie hoch und presste sie gegen die Wand, wo sie ihre Beine um meine Hüften schlang. Ich öffnete meine Hose, befreite sie von ihrem Slip und drang in sie ein.

Letzten Endes war es ein Abend wie jeder andere – ich tat Dinge, die so bedeutungslos waren, dass ich mich nächste Woche nicht einmal mehr daran erinnern würde. Aber das Koks

und der Sex ließen mich zumindest etwas spüren. Ließen mich vergessen, wie verdammt egal alles war.

\*\*\*

*Zug!*

*Atmen.*

*Zug!*

*Atmen.*

*Zug!*

Mit jedem meiner kontrollierten Züge brannten die Muskeln in meinen Armen mehr. Trotzdem reichte es mir nicht. Ich musste schneller werden. Immer schneller, bis ich in rasendem Tempo über das Wasser glitt. Bis mein ganzer Körper dermaßen schmerzte, dass die dunklen Gedanken verstummten. Ich hatte nur ein paar Stunden geschlafen, mich heute Morgen aber trotzdem um sieben aus dem Bett gequält. Man konnte es Disziplin nennen oder Masochismus, auf jeden Fall war ich hier, auf dem Wasser. Dem einzigen Ort auf der Welt, der mir eine Art von Frieden brachte. Denn Schlaf war schon lange nicht mehr erholsam für mich.

Auf dem Connecticut River war in den frühen Morgenstunden nicht viel los, besonders bei diesem Wetter. Es war noch kühl, und auf der Wasseroberfläche bildeten sich Nebelschwaden, die von jedem meiner Ruderzüge verdrängt wurden.

Gerade, als sich auch der Nebel in meinem Kopf langsam lichtetete, klingelte mein beschissenes Handy, das in dem wasserfesten Beutel steckte, den ich im Boot immer dabei hatte. Ich musste nicht aufs Display schauen, um zu wissen, wer es war. Schließlich hatte mein Vater mich mindestens ein Dutzend Mal

an den wichtigen Pressetermin heute Vormittag erinnert, bei dem die Familie anwesend sein musste.

*Die Familie.* Allein der Gedanke daran brachte mich zum Schnauben. Er und ich, weiter entfernt von diesem Begriff konnten zwei Menschen, die miteinander verwandt waren, kaum sein.

Das Handy klingelte immer noch, aber je länger das Klingeln anhielt, desto mehr Befriedigung verschaffte es mir. Wahrscheinlich bekam dieser Bastard langsam Angst, ich würde nicht auftauchen. Er legte Wert auf meine Anwesenheit, sonst hätte er mich letzte Woche nicht erneut auf den Termin hingewiesen, mir am Montag keine Erinnerungsmail geschickt und mir gestern keinen Zettel mit Ort, Datum und Uhrzeit an die Tür geklebt.

Machten wir uns nichts vor, ich würde zu diesem scheiß Event fahren, weil ich genauso abhängig von ihm war wie er von mir. Nur wollte ich vorher die wenigen Augenblicke genießen, in denen seine beherrschte Fassade bröckelte. Dieser Tage war das die einzige Genugtuung, die ich bekam.

Innerhalb von einer Stunde legte ich eine Strecke von rund sieben Kilometern zurück. Während dieser Zeitspanne gingen zehn Anrufe ein, die ich allesamt ignorierte. Ab einem gewissen Punkt wusste ich, dass ich es übertrieben hatte.

Deshalb wunderte es mich auch nicht, dass eine schwarze Limousine vor dem Anleger parkte, als ich das Ruderboot aus dem Wasser zog. Frank, der Chauffeur meines Vaters, lehnte am Wagen und rauchte eine Zigarette. Unbeeindruckt stand er da und beobachtete mich dabei, wie ich mein Boot ins Bootshaus des Ruderclubs trug. Bei Franks Anblick war mir sofort klar gewesen, dass ich nicht mit meinem eigenen Wagen zurückfahren würde.

Bevor ich zu ihm ins Auto stieg, holte ich meine Wechselklamotten aus meinem SUV und stieg im Schutz des Wagens in die dunkle Anzughose.

»Oh Gott, äh ... Sorry, Jackson!« Das nervöse Gestammel ließ mich aufschauen. Vor mir stand eine blonde Frau, deren unscheinbares Gesicht mir vage bekannt vorkam. Vermutlich jemand von der Uni.

»Oh, hi«, sagte ich beiläufig und hob die Hand mit dem Hemd darin, das ich mir gerade anziehen wollte.

Ihr Blick wanderte zu meinem nackten Oberkörper, und sie errötete. Eine solche Reaktion war nichts Neues für mich. Normalerweise fand ich es amüsant, angeschmachtet zu werden, doch gerade hatte ich weder die Zeit noch die Nerven dafür. Deshalb zog ich mir, ohne einen weiteren Kommentar, das Hemd über den Kopf. Die Frau schien den Wink mit dem Zaunpfahl zu verstehen, senkte den Kopf, murmelte etwas, das so klang wie *Wir sehen uns am Campus*, und eilte davon.

Also tatsächlich eine Kommilitonin.

»Du solltest ihn nicht so reizen, Jackson.« Ich spürte Franks ernsten Blick auf mir, während ich an ihm vorbeilief, um zur Beifahrertür zu gelangen.

Frank kannte als Einziger neben mir diese andere Seite an meinem Vater, die er vor dem Rest der Welt verbarg. Und er hatte recht: Ich machte es mir nur noch schwerer, indem ich ihn provozierte. Trotzdem konnte ich nicht anders. Wenn ich nur den Hauch einer Chance bekam, ihm etwas von dem, was er getan hatte, zurückzuzahlen, dann tat ich das. Auch, wenn es ein noch so winziger Aufruhr war.

Frank stieg ins Auto, und ich ließ mich auf den Beifahrersitz fallen. Kurz darauf saßen wir stumm nebeneinander, während Dads Chauffeur mich nach New York City kutscherte.

»Was gibt's Neues?«, wollte Frank irgendwann wissen. Er war immer der Erste, der etwas sagte, weil er das Schweigen nicht aushielt. Ich hingegen war exzellent darin. Wenn man mit meinem Vater aufgewachsen war, konnte man stundenlang neben jemandem sitzen, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Doch die Stille war nur eines von vielen seiner Mittel, jemanden zu bestrafen.

»Seit den Eastern Sprints bin ich etwas eingerostet, deshalb will ich jetzt jede Woche an mindestens drei Tagen morgens aufs Wasser«, erklärte ich Frank. Die *Eastern Sprints* gehörten zu den wichtigsten Regatten im Nordosten der USA. Im April war ich mit meinem Team dort angetreten, gemeinsam mit vielen anderen Universitäts- und Collegemannschaften. Wir hatten einen guten Platz erzielt, aber danach erst mal ein paar Wochen pausiert. Wenig rudern führte in meinem Fall jedoch dazu, dass ich mehr feiern ging, mehr Alkohol trank, mehr Drogen nahm – eigentlich war mir jedes Mittel recht, um so wenig Zeit wie möglich zu Hause zu verbringen. Leider beeinträchtigten die Partys meine Leistung im Unterricht und bei Prüfungen, was ich mir nicht erlauben durfte. Um mein Ziel zu erreichen, musste ich konsequent Bestleistung erbringen. Unerbittlich weiter dafür arbeiten. Das Rudern war dafür also ein deutlich besseres Ventil.

»Und, gibt es ein Mädchen?«

Mein Kopf schnellte zu Frank herum. War das sein Ernst? *Ein Mädchen. Ein Mädchen.*

»Es gibt sogar *ganz viele* Mädchen, Frank«, scherzte ich, wandte meinen Blick allerdings wieder auf die Landschaft, die vor dem Fenster an mir vorbeizog. »Du müsstest mal auf dem Campus vorbeischaun. Da wimmelt's nur so von denen.«

Frank stieß ein unzufriedenes Brummen aus. Er mochte es

nicht, wenn ich so redete. »Du weißt ganz genau, was ich meine, Jackson.«

Mein raues Lachen ließ ihn leise seufzen. »Deiner Mutter würde das alles gar nicht gefallen.«

Sofort ballten sich meine Hände zu Fäusten.

Frank war der einzige Mensch, der sich traute, auf diese Weise mit mir zu sprechen. Der Einzige, dem ich es durchgehen ließ. Weil ich diesen Mann kannte, seit ich ein Kind gewesen war und Mom ihn eingestellt hatte.

»Dann können wir ja froh sein, dass sie nicht mehr da ist, um das zu erleben.«

## KAPITEL 3

### Lumen



Ich hielt mir die Hand vors Gesicht und betrachtete meine zitternden Finger, bevor ich sie zur Faust ballte. Wieso war ich so nervös? Eigentlich hatte ich geglaubt, die gesamte Palette an Unsicherheiten schon vor Jahren abgelegt zu haben, wie eine Schlange ihre alte Haut. Leider änderte es nichts daran, dass heute ein besonderer Tag war. Der Tag, der offiziell die Bewerbungsphase für die Praktika einläutete.

»Hey, Tiger!« Elena tauchte mit zwei Bechern Kaffee neben mir auf. »Schärfst du schon die Krallen?«

Ich lächelte gequält. Obwohl ich alles andere als begeistert von dem Kosenamen war, nannte meine beste Freundin mich konsequent Tiger, nicht etwa, weil ich stark oder mutig war, sondern weil ich laut Elena das *Talent besaß, mich an etwas festzubeißen*. Immerhin war es besser als *Lumi* – so nannte sie mich auch manchmal, aber ich hasste diese Verniedlichung.

»Irgendwie bin ich aufgeregt«, gab ich zu, bevor ich ihr einen der Becher abnahm und mich daran festklammerte.

Elena winkte ab. »Brauchst du nicht! Heute passiert doch überhaupt nichts.«

Meine Freundin hatte leicht reden. Anders als ich hatte sie

nicht vor, überhaupt ein freiwilliges Praktikum zu machen. Sie würde die vorlesungsfreie Zeit genießen, vielleicht sogar in den Urlaub fahren.

*Urlaub.* Allein der Gedanke daran war lächerlich. Ich konnte mir kaum die Fahrt von hier nach New Jersey leisten. Mein Stipendium umfasste zwar neben den Studiengebühren auch das Zimmer im Wohnheim, allerdings musste ich trotzdem in der Bibliothek aushelfen. Zehn Stunden die Woche verbrachte ich also damit, Bücher zu sortieren und die Ausleihe und Rückgabe zu verwalten, weil ich kein Geld von meinen Eltern annehmen konnte. Mein Glück, dass das Praktikum bei *Ashford Legal*, wie es für renommierte Kanzleien üblich war, großzügig vergütet wurde.

Im Gegensatz zu meiner hatte Elenas Familie Geld. Die Collins gehörten zwar nicht zur Sorte Old Money, aber Elenas Vater war mit seiner Tech-Firma reich geworden. Aus diesem Grund musste sie sich keine Sorgen ums Geld machen und konnte Pflichtverteidigerin werden. Ich gönnte es meiner Freundin, dass sie frei entscheiden konnte und nicht den Job wählen musste, bei dem man das meiste verdiente. Als Pflichtverteidigerin wollte sie Menschen helfen, die sich einen eigenen Anwalt nicht leisten konnten. Eine ehrenwerte Einstellung, für die ich sie bewunderte. Doch in diesem Job wurde man schlecht bezahlt, und so würde ich niemals die Schulden meiner Eltern abbezahlen können.

Bevor meine Gedanken weiter um nicht vorhandene finanzielle Mittel kreisen konnten, betrat Professor Fenham den Hörsaal, und das Getuschel und Gekrame im Raum verstummte jäh. Zeitgleich schloss ich die Hände so fest um den Becher, dass ich kurz befürchtete, die heiße Flüssigkeit würde über den Rand schwappen.

Jedes Mal, wenn Dr. Jonathan Fenham den Vorlesungsraum betrat, änderte sich die Stimmung. Es fühlte sich so an, als würden alle die Luft anhalten, bis er seine Aktentasche auf dem Lehrpult abgelegt hatte, den Blick erwartungsvoll durch die Reihen gleiten ließ, und uns begrüßte.

Fenham war nicht nur Yale-Professor, er war eine Koryphäe auf dem Gebiet der Strafverteidigung. Seit er bei einem der umstrittensten Prozesse des Landes einen jungen Mann vertreten hatte, der fälschlicherweise des Mordes bezichtigt wurde, galt er als unerbittlicher Kämpfer für Gerechtigkeit. Seine unkonventionellen Methoden und sein Talent, in die dunkelsten Ecken der menschlichen Psyche vorzudringen, waren bis über die Landesgrenzen hinweg bekannt.

Aber das war nur einer von vielen Gründen, weshalb die Studierenden Fenham während jedem Seminar förmlich an den Lippen hingen. Hinzu kamen seine spannende Unterrichtsweise und die Tatsache, dass er reale Fälle mit in den Unterricht nahm. Er zeigte uns echte Tatortfotos, berichtete von echten Beweisen, ließ uns echte Zeugenaussagen lesen – und wir versuchten, der Lösung des Falls auf den Grund zu gehen. Normalerweise gab es eine Grenze von zwanzig Studierenden für Seminare, um eine persönliche Betreuung zu gewährleisten. Aufgrund der hohen Nachfrage hatte der Dekan diese einzig bei Fenhams Seminaren auf dreißig erhöht. Trotzdem gab es eine Warteliste, die immer länger wurde. Kurz gesagt: Ich war nicht die Einzige, die ihn vergötterte.

Heute fiel es mir allerdings schwer, seinen Ausführungen zu folgen. Ich bekam kaum etwas von dem heutigen Fall mit. Deshalb hatte ich zum ersten Mal seit Beginn meines Studiums keine Antwort parat, als er mich drannahm. Genau genommen bemerkte ich nicht einmal, dass er mich aufrief.

»Wie bitte?«, fragte ich unschuldig, als es plötzlich still wurde und alle Augenpaare auf mich gerichtet waren.

»Ich habe Sie gefragt, wie Sie nun weiter vorgehen würden, Miss Richards. Immerhin ist das ein spezieller Fall.« Fenham klang amüsiert.

»Ja, sehr speziell«, antwortete ich rasch. »Deshalb überlege ich noch, was mein nächster Schritt wäre.«

Als ich ihn ansah, verdunkelte sich sein Blick. »Und was würden Sie sagen, wenn Sie spontan antworten müssten?«

Ich hielt seinen Blick fest. »Das müsste ich nicht. Ich würde mir bei einem Fall immer die Zeit nehmen, die ich brauche.«

Er lachte leise. »Also gut. Hat jemand anders eine Idee?«

Aus dem Augenwinkel sah ich ein paar Hände in die Höhe schießen. Für den Bruchteil einer Sekunde schaute Fenham mich noch an, bevor er den Blick von mir löste und einen meiner Kommilitonen drannahm.

*Moment.* Nicht irgendeinen.

»Basierend auf den vorliegenden Beweisen und den Zeugenaussagen, gehe ich davon aus, dass die Tat im Affekt begangen wurde oder aus einer emotional aufgeladenen Situation resultierte«, tönte Jacksons Stimme durch den Saal. Ich biss mir auf die Lippe. Natürlich musste er genau in dem einen Moment glänzen, in dem ich nicht aufgepasst hatte. »Am naheliegendsten ist seine Ehefrau als Täterin. Eifersucht ist eines der häufigsten Motive. Nur sollten wir dabei eine Sache nicht außer Acht lassen.«

»Und die wäre?«, fragte Fenham.

»Diejenige, mit der er die Affäre hatte, wegen der seine Frau verdächtigt wird, hat ein ebenso großes Tatmotiv. Wenn sie ihn geliebt hat, könnte auch sie es getan haben.«

»Sehr gut, Mr. Carter«, lobte Fenham, und ich seufzte leise.

Elena stieß mir in die Seite, aber ich ignorierte sie, aus Angst wieder in den Fokus zu geraten. Wir hatten schon ein paarmal darüber gesprochen, dass Fenham attraktiv war. Nicht nur, weil er herausragend in seinem Job war und Erfolg sexy machte – sondern auch wegen des dunklen Haars und dem Dreitagebart. Vielleicht lag es auch daran, dass er für einen so erfolgreichen Anwalt noch ziemlich jung war, etwa zehn Jahre älter als wir.

Ich schüttelte den Kopf. *Konzentriere dich auf das Wesentliche, Lumen!*

Obwohl meine Nerven zum Zerreißen gespannt waren, bekam ich in der nächsten halben Stunde noch mit, dass nicht die Ehefrau ihren untreuen Mann getötet hatte, sondern seine Geliebte. Auch wenn Jackson sich nun vermutlich wieder für den Größten hielt, war das für mich keine Überraschung. Wenn ich eines aus Fenhams bisherigen Seminaren gelernt hatte, dann das: Wenn es zu offensichtlich war, war es wahrscheinlich gar nicht passiert.

Gerade, als ich schon dachte, das Thema Praktikum würde überhaupt nicht mehr angeschnitten werden, räusperte Fenham sich.

»Liebe Studierende, wir sind jetzt durch. Allerdings möchte ich Sie alle noch auf eine interessante Möglichkeit aufmerksam machen.«

Plötzlich saß ich kerzengerade auf meinem Stuhl. *Endlich!* Jetzt war es so weit.

»Wie Sie bereits wissen, beginnt nächsten Monat die vorlesungsfreie Zeit. Diese können Sie entweder zum Lernen nutzen, um Ihre Familien zu besuchen, zur Entspannung. Oder –«

Er machte eine Pause, sah sich im Saal um, was er häufig tat, um Spannung zu erzeugen. »Oder Sie ergreifen die Gelegenheit für ein freiwilliges Praktikum.«

Ein Raunen ging durch den Saal. Dann wurde vereinzelt getuschelt. Gesprächsfetzen drangen an mein Ohr. Einer war ganz deutlich auszumachen: *Ashford Legal*.

Ich presste die Lippen fest aufeinander. Meine Bewerbungsunterlagen waren bereits seit Wochen fertig, ich hatte nur noch auf diesen Moment gewartet. Den inoffiziellen Startschuss, sie abschicken zu können. Es war ein ungeschriebenes Gesetz zwischen den Ivy-League-Universitäten und den renommiertesten Kanzleien des Landes, dass die Studierenden warten mussten, bis die jeweilige Universität das *Go* gab. Bewerbungen, die früher eingingen, wurden nicht berücksichtigt.

Neben Lebenslauf, Anschreiben und Zeugnissen verlangte *Ashford Legal* auch nach einem Motivationsbrief sowie einem Empfehlungsschreiben von einem der Uniprofessoren. Ich hatte eins von Fenham bekommen, was meine Chancen hoffentlich erhöhte. Soweit ich wusste, hatte der Professor nur einem einzigen anderen Studenten eine Empfehlung ausgesprochen: Jackson Carter. Trotz Dutzender Bewerberinnen und Bewerber nahm *Ashford Legal* jedes Jahr nicht mal eine Handvoll Studierender auf. Wenn ich Pech hatte, wären es diesmal der Kotzbrocken und ich. Aber solange *ich* nur dabei war, konnte ich mit allem anderen leben.

Nachdem Fenham uns dazu ermutigt hatte, unser Glück bei einer der angesehenen Kanzleien zu versuchen, räusperte er sich. »Ich weiß, dass die meisten von Ihnen ambitioniert sind und zu *Ashford Legal* wollen. Für diejenigen habe ich schlechte Nachrichten.«

Mein Herz machte einen Satz. Dann wurde mir eiskalt.  
*Schlechte Nachrichten?*

Ich arbeitete seit Jahren Tag und Nacht an diesem Traum, eine Hiobsbotschaft konnte ich gerade wirklich nicht gebrauchen.